

Zur Kritik der Geschlechtsidentitätstheorie

Auszüge aus einem Artikel für die *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* (mit freundlicher Genehmigung des Kleine Verlag)

Abstract:

Der Artikel problematisiert den Begriff der *Geschlechtsidentität* an einer seiner Wurzeln, der klassischen Rollentheorie. In einer kritisch-immanenten Rekapitulation von deren Anfängen über die Rezeption und kritische Fortführung in der Bundesrepublik bis zum Abflauen der Debatten in den 70er Jahren werden die Grenzen der Rollentheorie markiert. Diese Grenzen zeigen sich dann auch in der Geschlechterrollentheorie, die in der Folge besprochen wird.

Die resultierende Kritik ergänzt aktuelle post-strukturalistische oder wissenssoziologische Kritiken an klassischen Identitätsvorstellungen. Diese fokussieren insbesondere Essentialismen bzw. die Naturalisierung der Geschlechterverhältnisse. Hier soll hingewiesen werden auf zwei weitere Probleme: die Formalität der Rollentheorie sowie die begriffliche Vermittlung von Gesellschaftsstruktur und Handlung. Der Beitrag zeigt, dass insbesondere die feministische Sozialwissenschaft der 80er Jahre, aber auch aktuelle Doing Gender Ansätze diese Probleme weiter besitzen. Am Ende werden zu den begrifflichen Problemen Vorschläge gemacht und dafür plädiert, statt von Geschlechterrollen von modernen Geschlechtlichkeiten als soziale Handlungsstrukturen zu sprechen und diese auf ihre Konstitution hin zu untersuchen.

Dr. Fritjof Böenold

Rieterstr. 14
90419 Nürnberg
0911-2645623
fritjof.boenold@web.de

Zur Kritik der Geschlechtsidentitätstheorie

Der Begriff der *Geschlechtsidentität* wird in neueren Geschlechtertheorien zu recht problematisiert bzw. dekonstruiert. Sein Zusammenhang zur heterosexuellen Matrix und seine Nähe zu essentialistischen Bestimmungen lassen ihn als Teil moderner Geschlechterverhältnisse erscheinen und nicht als ein kritisches Werkzeug ihrer Veränderung. Im Folgenden sollen die rollentheoretischen Wurzeln der Geschlechtsidentitätstheorie kritisch rekapituliert werden. Methodisch soll dazu aber nicht ein post-strukturalistisches oder wissenssoziologisches Instrument an die Theorien herangetragen werden, sondern es werden möglichst immanent die Grenzen der Geschlechtsidentitätstheorie markiert.

Es wird sich zeigen, dass ihre klassische Begrifflichkeit ein problematisches Instrumentarium ist, um die Geschlechterfrage zu erforschen. Nichtsdestotrotz zeitigte die Debatte um die Rollentheorie Ergebnisse, welche die neuere Geschlechtertheorie nicht übergehen darf. Aus der begründeten Ablehnung der Rollenbegriffe wurden neue Begriffe und Theorien entwickelt, so die Unterscheidung der Begriffe *Sex* und *Gender*, die als erster Lösungsversuch für rollentheoretische Probleme antrat – allerdings selbst neue Fragen aufwarf. Meine kritische Rekapitulation der Rollen- und Identitätstheorie möchte auf zwei weitere zentrale Probleme hinweisen. Erstens die Formalität der Rollentheorie und zweitens die Frage der begrifflichen Vermittlung von Gesellschaftsstruktur und Handlung. Geschlechtertheorien, die diese Probleme des Rollenbegriffs nicht reflektieren, werden die Schwierigkeiten reproduzieren. Dies soll gegen Ende an Geschlechtertheorien der 80er Jahre und an aktuellen Doing Gender Ansätze angedeutet werden. (...) (*In Rottenburg möchte ich dies an der pädagogischen Männerforschung aufzuzeigen versuchen.*)

1. Zur Kritik der Rollen- und Identitätstheorie

Die Geschlechtsrollentheorie hat neben der Psychoanalyse¹ (und biologischen »Theorien«) vermutlich den größten Einfluss auf die wissenschaftliche Forschung und das heutige Alltagsverständnis von Geschlechtlichkeit. Ich werde zunächst die soziologischen Ursprünge der Rollentheorie bei Mead und Parsons darstellen und dann die soziologische Diskussion dieser Traditionen.

Herkunft der (Geschlechts-) Rollentheorie

Der Rollenbegriff ist in seiner Alltagsbedeutung verwoben mit Vorstellungen von Theater und Schauspiel, Spiel und Spielen-müssen, Täuschung und wahrer Identität, Kopie und Original. Etymologisch wurde aus einem „rollenförmigen Gegenstand“ „ein zusammengerolltes Schriftstück“, dann „was ein Schauspieler in einem Theaterstück aufzusagen hat“ und schließlich das „persönliche Auftreten und Wirken“ (Vgl. Herkunftswörterbuch 1997 und Arnold/Eysenck/Meili 1987: 1928). Als wissenschaftlicher Begriff wurde er erstmals vom Kulturanthropologen Ralph Linton (1893-1953) verwendet. Er liegt im Grenzbereich zwischen Soziologie und Sozialpsychologie, was allein schon auf seine umstrittene Definition hinweist. Die Schwierigkeit des *theoretischen* Gebrauchs des Rollenbegriffs wird zudem deutlich, wenn man sich neben Definitionsversuchen die Vielzahl von Anschlussbegriffen vor Augen führt, die den Begriff theoretisch fortführen: Rollenambiguität, Rollendiffusion, Rollendistanz, Rollenidentifikation, Rollenkonflikt, Rollensatz, Rollensegment, Rollenerwartungen, Rollenspiele, erworbene (*achieved*) und zugeschriebene (*ascribed*) Rolle u.s.w.

Joas (1991) ist zuzustimmen, wenn er das Werk von *George Herbert Mead* (1863-1931) für die „unbestreitbar wichtigste Quelle für die Entstehung und Entwicklung der Rollentheorie“ (S.148) ansieht. Mead hat den Ausdruck der Rolle in Zusammenhang mit seiner anthropologischen Kommunikationstheorie eingeführt. Er betont dabei die aktive und rationale Seite des Individuums, wenn er Rollenübernahme als Antizipation des Verhaltens des/r Anderen ansieht. Die Perspektive des/r Anderen bzw. verschiedene Perspektiven von Anderen sind als Gegenstücke zum spontanen und kreativen Ich (engl. *I*) zu sehen, die sich im Individuum niederschlagen und Bilder von mir (engl. *Me* bzw. *Me's*) erzeugen. Gelingt im Lebenslauf eine einheitliche Integration von *I* und *Me's*, entsteht die Ich-Identität (engl. *Self*). Mead gibt dem Individuum – in der intersubjektiven Kommunikation – den Ort, an dem die Rollen entwickelt und gestaltet werden. Die kognitive, sprachliche, motivational-emotionale und moralische Entwicklung des Individuums sind dabei integrale Bestandteile. Diese Prozesse bilden in ihrer Teleologie gleichzeitig den ethischen Hintergrund seiner Theorie des Selbst. Meads Konzeption ist geprägt von einer kommunikativen Ethik, die sich durch die (zu erwerbende) Fähigkeit zur (letztlich) universalen Rollenübernahme in einer universal kommunikativen Idealgesellschaft verwirklichen soll. Der sozialphilosophische Rahmen seiner Theorie wurde von Mead in seinem historischen Kontext sowie

hinsichtlich der Bedeutung von Zwängen, Gewalt und Macht allerdings nicht weiter ausgearbeitet. Eine Anwendung seiner Rollentheorie für das Geschlechterverhältnis hat er nicht geleistet.

Hintergrund der Identitätsvorstellungen von Mead sind die gesellschaftlichen Umbrüche Ende des 19. Jahrhunderts in den USA. Die einsetzenden Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozesse, zusammen mit dem Zusammentreffen verschiedener Ethnien und die zunehmende Arbeitsteilung stellten die Individuen vor die modernen Fragen der Identität. Meads Theorie reagierte auf diese Entwicklungen und versuchte einerseits den gesellschaftlichen Anpassungserfordernissen Rechnung zu tragen, den Zwängen der „*Me's*“, andererseits aber das kreative Individualisierungsbedürfnis des Einzelnen nicht zu vernachlässigen, das „*I*“. Das handlungsfähige und psychisch stabile „*Self*“ sollte die theoretische wie praktische Synthese sein.

Mead gilt in der heutigen Soziologie als einer der Urväter des *Interpretativen Paradigmas*. Hierunter werden Theorieströmungen zusammengefasst wie Phänomenologie, Ethnomethodologie und Symbolischer Interaktionismus. Diese unterschiedlichen Traditionen eint das Interesse am *Verstehen* der Gesellschaftsmitglieder: Deren Alltagswissen und noch so selbstverständliche Interaktionen müssen aufgegriffen werden, um zu einem angemessenen Verständnis sozialer Phänomene zu gelangen. Man kann sie auch als *Mikroansätze* bezeichnen, weil sie das gesellschaftliche Geschehen von der kleinsten Einheit, dem interaktiven Individuum, her verstehen wollen. Diese verschiedenen Ansätze sind für die Geschlechterforschung sehr bedeutsam geworden und eine Vielzahl empirischer Studien stützt sich auf sie. Ich werde unten auf sie zurückkommen.

Die zweite wichtige Quelle der Rollentheorie ist das Werk von *Talcott Parsons* (1902-1979). Seine *Theorie sozialer Systeme* legt im Gegensatz zu Mead den Hauptaspekt nicht auf das Individuum, sondern auf die »objektiv« gewordenen Normen und Werte. Sein in den 30er Jahren entwickelter *Strukturfunktionalismus* versucht eine universell gültige, allgemeine Theorie zu sein, die vom Gesamtsystem über Funktionen zum Individuum denkt.² Parsons interessiert besonders, wie Systeme stabil bleiben. Darin unterscheidet er sich grundsätzlich von bisherigen Soziologen, wie Comte, Marx oder Weber. Gesellschaftlicher Wandel gerinnt bei ihm zu funktioneller Differenzierung des universal gedachten Systemmodells. In seiner *Handlungstheorie* geht er davon aus, dass Menschen eher den Anforderungen des Systems entsprechen als ihren spontanen Bedürfnissen. Dies liegt

nach Parsons an einer natürlichen Veranlagung des Menschen, nicht nur körperlichen Schmerz, sondern auch negative Sanktionen zu vermeiden. Solange die Individuen den gesellschaftlich institutionalisierten Normen folgen, sei – nach Parsons – eine gleichmäßige Verteilung der Gratifikationen gewährleistet. So existiert ein individuelles Interesse, die Beziehungen und Institutionen aufrechtzuerhalten, um Gratifikationen zu erhalten und Frustrationen zu vermeiden.

Als Gegenstück zur Handlungstheorie ist seine *Systemtheorie* zu verstehen. Er nennt vier grundsätzliche Funktionen von Systemen (Adaption, Zielerreichung, Integration und Strukturhaltung: das berühmt gewordene *AGIL-Schema*), die sich strukturell in Interaktionen als vier universelle Subsysteme von Gesellschaft wieder finden. Den Systembegriff verwendet er aber letztlich zur Analyse von jeglicher sozialer Ordnung.

Die *Rollentheorie* wird nun zur Klammer seiner dualistischen Theorie von Individuum und System. Rollen sind bei Parsons widersprüchlich definiert. Als normative Verhaltenskomplexe sind sie einerseits Teile des sozialen Systems, andererseits aber auch im Individuum verinnerlichte Wert- und Motivsysteme, welche die Persönlichkeit zur Teilnahme am sozialen Leben befähigen. Die Vermittlung von Rollen in der *Sozialisation* geschieht nach Parsons durch Internalisierung, womit sich die theoretische Kluft zwischen Individuum und System schließt. Um die Integration des sozialen Systems sowie die psychische Stabilität der Individuen zu gewährleisten, geht die struktur-funktionale Theorie weiter davon aus, dass wenn die Rollen möglichst eindeutig definiert werden, die in den Rollen bereitgestellten »Möglichkeiten« die Befriedigung der Bedürfnisse am besten ermöglichen.

Rollen, als normative Regelungen von Verhaltensweisen, sind an bestimmte soziale Positionen gebunden. Als Funktionserfordernisse der Gesellschaft sind diese Positionen Rollenvorschriften, die die Menschen als Rollen verinnerlichen und in denen sie schließlich »aufgehen«. Die Rolle ist, so Parsons, ein Strukturbegriff, „der in der Hauptsache die Anpassungsfunktion zukommt“ (1972: 16). Die Verbindlichkeit des Rollenhandelns wird durch Sanktionen gesichert, welche die Gesellschaft zur Verfügung hat und mit denen sie die Einhaltung von Verhaltensvorschriften gegenüber den Einzelnen erzwingen kann. Dies sichert die Kompatibilität und Funktion von gesellschaftlichem System und Menschen: „Die Rollen stellen „Mechanismen dar, mit Hilfe derer die außerordentlich vielfältigen Möglichkeiten der »menschlichen Natur« in ein einziges, integriertes System

eingefügt werden, das mit allen Situationserfordernissen fertig werden kann, dem sich die Gesellschaft und ihre Mitglieder gegenüber sehen.“ (Parsons 1972: 56)

Auch Parsons Rollenbegriff ist vermutlich nicht ohne den historischen Hintergrund zu begreifen: Der Text unserer Rollen scheint in dieser Gesellschaftsvorstellung geschrieben und es ist nur das Beste, wenn wir ihnen brav folgen – bei Abweichung folgen Sanktionen. Die US-amerikanische Gesellschaft der 30er bis 60er Jahre ist unverkennbar.

Parsons und sein wichtigster Nachfolger Robert Merton, der eine Theorie abweichenden Verhaltens entwickelte, haben eine Vielzahl von Analysen vorgelegt. Auf die *Geschlechterfrage* geht Parsons insbesondere im Zuge seiner Sozialisationstheorie ein (Parsons/Bales 1955; s.a Tillmann 1989:108-129 und Connell 1999: 41ff.). Die (Kern-) Familie spielt hierbei eine herausgehobene Rolle. Er geht im Zuge seiner Ausführungen zur modernen Familie von einer doppelten funktionellen Differenzierung³ aus:

„Hat die Gruppe vier Mitglieder, so kann sich ein typisches Vier-Rollen-Muster ergeben: Eine hierarchische Differenzierung in Führungs- und Gefolgschaftsrollen und eine qualitative Differenzierung in mehr instrumentelle und mehr expressive Rollen. Ich halte es für fruchtbar, die Kernfamilie als einen Sonderfall dieses grundsätzlichen Vier-Rollen-Musters zu behandeln. Dabei soll die Generationenfolge als Hauptachse der Dominanz-Subordinations oder Führer-Gefolgsleute-Differenzierung, das Geschlecht als Achse der instrumentell-expressiv-Differenzierung gelten. Die Hauptgrundlage des ersten ist die offensichtliche Hilflosigkeit des Kindes, vor allem in den ersten Lebensjahren; und die universelle Tatsache, dass Frauen soviel enger mit der Fürsorge für das Kind befasst sind als Männer (wobei das Stillen eine sehr wesentliche Rolle spielt), bildet den Hauptgrund dafür, dass die weibliche Rolle sowohl innerhalb der Familie als auch nach außen mehr expressiv in dem oben dargestellten Sinne ist als die männliche.“ (Parsons 1972: 112)

Aus der Annahme der Universalität von weiblicher Fürsorglichkeit folgert Parsons eine weiblich-expressive Rolle. Nicht nur die Schlussfolgerung, sondern auch Annahme der Universalität kann aber bestritten werden. Dabei ist offensichtlich, dass Parsons Konzept letztlich darauf zielt, aus einer (bezweifelbaren) statistischen Norm eine ethische Norm zu begründen. Die beschriebene „Kernfamilie“ ordnet er nicht historisch als eine mögliche Familienform ein, sondern betrachtet sie als „die Familie“. Andere Lebensformen als dieses Ideal der damaligen Mittelschicht übergeht er bzw. stellt sie als Abweichungen dar, z.B. Homosexualität.

Anhand »seiner Familie« beschreibt er dann auch die Verbindung der Strukturtheorie mit der Sozialisationsproblematik. Die psychoanalytische Darstellung der geschlechtlichen Persönlichkeitsbildung in der ödipalen Krise schließt er kurz mit der Darstellung von Interaktionsmustern im Privaten und der geschlechtstypischen

Arbeitsteilung. Parsons lehnt es zwar ab, biologische Unterschiede zur Erklärung der Geschlechterrollen heranzuziehen, da allein die strukturelle Differenzierung die Geschlechterrollen nötig mache. Sie erscheinen bei Parsons aber letztlich als unhinterfragbar, wie eine Art zweite Natur. Außerhalb der Familie ist für Parsons das Geschlechterverhältnis wenig interessant, dort herrscht »selbstverständlich« Instrumentalität, d.h. Männlichkeit. Die instrumentellen und expressiven Rollen stehen nach Parsons in keinem hierarchischen, sondern in einem Verhältnis der qualitativen Ergänzung.⁴ Sie sind von Parsons an den biologischen Geschlechtern festgemacht und funktionell für »die Gesellschaft«. *Erziehung* durch die (heterosexuellen) Eltern in der Ehe ist bei Parsons als Sozialisation und damit Reproduktion des Systems konzipiert: Das Kind wird auf eine später einzunehmende Rolle hin erzogen, die kindlichen Bedürfnisse auf die Rollenerwartungen abgestimmt.⁵ Ein Theorieprogramm der Anpassung, an dem vor allem erstaunt, welche Karriere es gemacht hat.

Soziologische Diskussion der Rollentheorie

Ralf Dahrendorf hat die Parsons'sche Theorie als Erster in der Bundesrepublik genauer rezipiert. Rollen sind nach Dahrendorf „vom einzelnen unabhängige gesellschaftlich vorgeschriebene und für den einzelnen verbindliche Verhaltenserwartungen“ (1970: 35; Org. 1959). Die Kurzformel *Verhaltenserwartungen*, die er im Zuge einer Theorie gesellschaftlicher Konflikte entwickelt, macht deutlich, dass er *mehr* als die systembedingte Rolle sieht. Dahrendorf macht in seiner Rezeption von Parsons deutlich, dass es einen Bruch in dessen Konzeption gibt. Er weist auf den Zwangscharakter der Erwartungen hin und darauf, dass das Individuum sich auch ganz oder z.T. gegen diese entscheiden kann. Dahrendorf sieht einen grundsätzlichen Konflikt zwischen Rolle und Individuum. Durch eine mögliche Rollendistanz gibt er dem/r RollenträgerIn mehr Souveränität – egal, ob es durch die Rollendistanz zum abweichenden Verhalten kommt oder nicht.⁶ Die von Dahrendorf gestellten Fragen führten zu einer begrifflichen Differenzierung, da das Verhalten des/r Anderen zu antizipieren offensichtlich *nicht* bedeutet, zu konformem Verhalten bereit zu sein.⁷ Neben der Rollenübernahme, dem *Role-taking*, wurde nun auch die Seite der Gestaltung der Rollen, das *Role-making*, betrachtet: Durch mehrdeutige Rollen, ungenaue Rollendefinitionen, unvorhergesehene Situationen und letztlich in jedem Rollenkonflikt fällt dem Individuum dauernd die Aufgabe zu, die Rollen selber zu gestalten, ja eventuell Neue selbst erfinden.⁸ Eine kompetente Rollendarstellung erfordert daher notwendig eine gewisse Distanz zur

Rolle und keine »bewusstlose« Konformität. Die Leistung des Individuums besteht im aktiven Spiel der Rolle.

Eine weitere Kritik an Parsons betrifft die Frage der Sanktionierung der Rollenträger/innen. So wurde erstens argumentiert: Es ist nicht davon auszugehen, dass allgemeiner Normenkonformismus eine gleiche Verteilung der Gratifikationen zur Folge hat. Unterschiedliche Rollen bekommen unterschiedliche Aufmerksamkeit, Wertschätzung oder Ablehnung. Selbst wenn die Normen herrschaftsfrei festgelegt würden, ist fraglich, ob es zu einer gleichmäßigen Bedürfnisbefriedigung käme.⁹ Zweitens: Da Rollen Zwang bedeuten können und Widerstand gegen sie ebenso vorkommt wie Anpassung, stellt sich die Frage nach dem Maßstab und der Legitimation der Normen. Eine Affirmation bestehender gesellschaftlicher Erwartungen im Sinne eines stabilen, ein Gleichgewicht anstrebenden Gesamtsystems, ist wissenschaftlich nicht zu begründen.

Jürgen Habermas (1973) kritisiert im Zusammenhang seiner Sozialisationstheorie bzw. seinen vorbereitenden Arbeiten für eine philosophische Anthropologie (Theorie des kommunikativen Handelns) die Rollentheorie des Strukturfunktionalismus. Er fasst die existierenden Einwände systematisch zusammen: Der Vorstellung Parsons, das Individuum handle motiviert, um seine Rolle zu erfüllen, setzt Habermas entgegen, dass Rollen auch Repression bedeuten. Der Behauptung Parsons, Menschen handeln überwiegend konform und identifizieren sich mit ihrer Rolle, setzt er entgegen, dass Menschen grundsätzlich in einer Rollendistanz handeln. Der Parsons'schen Unterstellung, dass die Individuen »ihre« Rollen im Sinne der gesellschaftlichen Systemdefinition interpretieren, widerspricht Habermas. Er sieht eine generelle Diskrepanz zwischen Rollendefinition und Rolleninterpretation. Er wirft schließlich der Parsonstradition vor, dass deren Normalfall des Rollenhandelns ein „pathologischer Grenzfall“ sei.

Habermas entwickelt aus den skizzierten drei Hauptkritikpunkten drei Dimensionen von Un-Freiheitsgraden des Handelns: Repression, Rigidität von Rollen sowie soziale Verhaltenskontrolle. Den Umgang mit diesen Dimensionen beschreibt Habermas als Grundqualifikationen des Rollenhandelns. Er fasst sie zusammen im Begriff der Ich-Identität bzw. der kommunikativen Kompetenz. Diese zeichnet aus: Empathie, Frustrationstoleranz, Ambiguitätstoleranz, Rollendistanz und (als Basis) Sprachfähigkeit. Habermas entwickelt so Dimensionen gesellschaftlicher Herrschaft¹⁰, aus denen er normative Grundqualifikationen des Rollenhandelns ableitet (vgl. Tillmann 1989: 135ff. und 213ff.).

Mit Habermas endet in den späten 70er Jahre die Vorherrschaft der Parsons'schen Rollentheorie, aber es enden auch die Debatten zur Rollentheorie überhaupt. Versuche, Mikro- und Makrotheorie zu verbinden, benutzen den Rollenbegriff nicht mehr (vgl. beispielsweise Treibel 1994). Bis heute existiert allerdings weiterhin eine ebenso weitläufige wie ungenaue Verwendung des Rollenbegriffs, der zweifellos zu den erfolgreichsten der Soziologie gehört. Der Erfolg beruht zuerst darauf, dass der Begriff der Rolle leicht verständlich scheint, weil er vom Schauspiel und Film her geläufig ist. Weiter hat die Rollentheorie eine große Resonanz gefunden, weil sie offen ist. Sie ist offen für verschiedene Lesarten. Die einfachste Lesart ist sicher die der reinen Anpassung des Individuums an die gegebene Gesellschaft. Man kann Rollen aber auch verstehen als ein Netz von Verhaltenserwartungen, welche die Menschen von sich selbst entfremden – das ist die »kritische« Lesart, die Dahrendorf in die (deutsche) Diskussion gebracht hat: Die Einzelnen treten in eine von ihnen unabhängige Konstruktion (Theaterstück, Film, Matrix) ein, in der sie normiert werden. Erst hinter den Rollen steckt der »eigentliche« Mensch. Dieser Lesart vom natürlichen, guten Menschen bzw. Subjekt und auf der anderen Seite der die Entfremdung bringenden Kultur entspricht der Rousseau'schen Tradition.

»Versöhnt« werden die gegensätzlichen Rollentheorien in der Mead'schen Tradition bei Habermas und den entsprechenden Konzepten der sog. Kritischen Erziehungswissenschaft. Rollenhandeln wird hier als »wahre Menschlichkeit« verstanden. Der Aufbau von Rollen wird als Eigenaktivität in zwischenmenschlicher Kommunikation entworfen, kompetentes Rollenhandeln und gelungene Identität als erstrebenswert, Macht als ein »natürlicher« Bestandteil des Sozialen angesehen. Die Rollentheorie erscheint so auch auf den ersten Blick im Gegensatz zu Parsons' Modell als dynamisch. Auf den zweiten ist auch in der Mead'schen Tradition nicht zu erkennen, warum sich Rollenverhalten verändern sollte. Da die Rollentheorie formal bleibt, d.h. sozialen Wandel nicht an Geschichte zurück bindet, ist letztlich ihr *statischer* Charakter festgehalten worden. Wandel ist etwas, was den Rollen widerfährt; als formalen Begriffen fehlt ihnen diese theoretische Dimension bzw. bedarf die Rollentheorie einer gesellschaftstheoretischen »Ergänzung« oder »Konkretion«. Ohne diese kehren die schon bei Meads Anthropologie benannten Probleme der Vermittlung zur Geschichte und damit zur Gesellschaftstheorie wieder. Entsprechend bleibt die Frage nach der normativen Legitimation in konkreten Situationen offen und beschränkt auf abstrakte Prinzipien einer kommunikativen Ethik (vgl. Bolte 1989).

Diese Kritik an der Formalität der Begriffe trifft nicht nur für die Rollen(inhalte), sondern genauso für das Sanktionieren der Rollen zu: Warum greift jemand zur Sanktionierung bestimmten Verhaltens? Warum sozialisieren Eltern ihre Kinder in die Geschlechterrollen? Das kann nicht erneut durch Rollenmuster erklärt werden, ansonsten gerät man in einen Zirkel. Über diese Fragen gelangt die Rollentheorie an ihre Grenzen und läuft auf funktionale Beliebigkeit bzw. einen abstrakt-freien Willen ohne Inhalt hinaus. „Die »gesellschaftliche« Dimension der Theorie der Geschlechterrollen löst sich also ironischerweise im Voluntarismus auf, in der allgemeinen Annahme, daß sich die Menschen dafür entscheiden, die bestehenden Konventionen zu erhalten.“ (Connell 1986:334)

Aus diesen immanenten Einwänden heraus liegt es nahe, die Rollentheorie auch gesellschafts- und ideologiekritisch zu lesen: Dann wird aus »der Gesellschaft« bzw. »der menschlichen Kommunikation« die *bürgerliche* Gesellschaft und *ihre* Kommunikationsweisen. Die Rollentheorie bringt zum Ausdruck, dass die Gesellschaftsmitglieder nicht Herr ihrer Verhältnisse sind und nur der Form nach einen freien Willen besitzen. Daher erscheinen die Rollen der gesellschaftlichen Verhältnisse den Individuen wie eine „zweite Natur“ (Marx¹¹), so dass sie als unveränderbar angesehen werden, dann entweder hingenommen oder nur anders ausgestaltet werden können – im Sinne von: »Es kommt darauf an, was Du daraus machst.« Die marxistische Gesellschaftskritik (vgl. Reichelt 1970, Kurz 1993 und Heinrich 1999) benennt dagegen das Wert- bzw. Kapitalverhältnis als Ausgangspunkt des „Rollensystems“, der Rollentheorie sowie der logischen Struktur der Rollentheorie und eröffnet damit eine historische Dimension, die der Rollentheorie von sich aus fehlt.¹²

2. Geschlechtsrollentheorie und aktuelle Geschlechtertheorie

Die „Offenheit“ der Rollentheorie schließt sich in der Geschlechtsrollentheorie.¹³ Sie geht von zwei notwendigen Geschlechterrollen bzw. -identitäten für den Menschen aus, die heute aufgrund der »hochkomplexen« Anforderungen differenziert worden sind (siehe z.B. Meyer 1992). Jede und jeder braucht eine Geschlechtsidentität, dies führt zur optimalen Abstimmung von System und Individuum, ist sozial funktional. Die Einzelnen werden am besten mit den Situationserfordernissen fertig und die »eigenen« Bedürfnisse können am besten befriedigt werden.

Die Reflexion auf die Gründe und Konstitutionsbedingungen der Inhalte und Relationen der Geschlechtsrollen muss in dieser klassischen Vorstellung allerdings unterbleiben, weil es hierfür keine Instrumente gibt. Axiomatisch ergänzen sich

Instrumentalität und Expressivität, streben zum Ausgleich. Das System funktioniert, kann nicht böse sein. In diesen unhinterfragten Axiomen liegt die eigentliche theoretische Grenze der klassischen Geschlechtsrollentheorie. Heute kann sie als soziologische Reproduktion der alltäglichen Naturalisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse angesehen werden. Die Geschlechtsrollentheorie war ein „sozialer *Biologismus*“ (Ursula Scheu 1977, s.a. Hopfner/Leonhard 1996: 129ff.) und setzte die alten Geschlechtscharakterlehren fort. (...)

Literatur

Alfermann, Dorothee, 1996: Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten. Köln: Westdeutscher Verlag

Westdeutscher Verlag

Arnold, Wilhelm; Eysenck, Hans Jürgen; Meili, Richard (Hrsg.), 1987: Lexikon der Psychologie.

Freiburg: Herder

Bandura, Albert, 1979: Sozial-kognitive Lerntheorie. Stuttgart: Klett

Beer, Ursula, 1987: Objektivität und Parteilichkeit - ein Widerspruch in feministischer Forschung?

Zur Erkenntnisproblematik von Gesellschaftsstruktur. In: Beer, Ursula (Hrsg.): Klasse Geschlecht.

Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld: Kleine, S.142-186.

Belenky, Mary, 1989: Das andere Denken. Persönlichkeit, Moral und Intellekt der Frau. Frankfurt

N.Y.: Campus

Bolay, Eberhard; Trieb, Bernhard, 1988: Verkehrte Subjektivität. Zur Kritik der individuellen Ich-

Identität. Frankfurt N.Y.: Campus

Bolte, Gerhard (Hrsg.), 1989: Unkritische Theorie. Gegen Habermas. Lüneburg: Zu Klampen

Bönold, Fritjof, 2003: Geschlecht Subjekt Erziehung. Zur Kritik und pädagogischen Bedeutung von

Geschlechtlichkeit in der Moderne. Herbolzheim: Centaurus

Bourdieu, Pierre, 1996: Über die Beziehungen zwischen Geschichte und Soziologie in Frankreich

und Deutschland. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Lutz Raphael. In: Geschichte und Gesellschaft. 1:

62-89

Butler, Judith, 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt: Suhrkamp

Chodorow, Nancy, 1985: Das Erbe der Mütter. München: Frauenoffensive (Org.: The Reproduction

of Mothering. Berkeley 1978)

Connell, Robert, 1986: Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse. In: Das Argument. 157: 330-344

Connell, Robert, 1999: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen

Dahrendorf, Ralf, 1970: Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik

der Kategorie der Rolle. Köln Opladen: Westdeutscher Verlag

Dinnerstein, Dorothy, 1979: Das Arrangement der Geschlechter. Stuttgart: Klett

Erikson, Erik, 1971: Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart: Klett

Erikson, Erik, 1976: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt: Suhrkamp

- Fox-Keller, Evelyn, 1986:** Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche und weibliche Wissenschaft? München: Carl Hanser Verlag
- Fraser, Nancy, 1992:** Was ist kritisch an der Kritischen Theorie? Habermas und die Geschlechterfrage. In: Ostner, Ilona; Lichtblau, Klaus (Hrsg.): Feministische Vernunftkritik. Frankfurt N.Y.: Campus, S.99-146
- Gilligan, Carol, 1984:** Die andere Stimme. München: Piper
- Habermas, Jürgen, 1973:** Kultur und Kritik. Frankfurt: Suhrkamp
- Haug, Frigga, 1994:** Kritik der Rollentheorie. Hamburg: Argument
- Heinrich, Michael, 1999:** Die Wissenschaft vom Wert. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Herkunftswörterbuch, 1997.** Bibliographisches Institut & Brockhaus AG. Mannheim: Dudenverlag
- Hopfner, Johanna; Leonhard, Hans-Walter, 1996:** Geschlechterdebatte. Eine Kritik. Bad Heilbrunn: Klinkhardt
- Joas, Hans, 1991:** Rollen- und Interaktionstheorien in der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz, S.147-160
- Knapp, Gudrun-Axeli, 1997:** Differenz und Dekonstruktion. Anmerkungen zum »Paradigmenwechsel« in der Frauenforschung. In: Hradil, Stefan (Hrsg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Frankfurt N.Y.: Campus, S.497-514
- Kurz, Robert, 1993:** Subjektlose Herrschaft. Zur Aufhebung einer verkürzten Gesellschaftskritik. Krisis 13: 17-94
- Maihofer, Andrea, 1995:** Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt: Ulrike Helmer Verlag
- Mead, George Herbert, 1968:** Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp
- Meyer, Thomas, 1992:** Modernisierung der Privatheit. Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse des familialen Zusammenlebens. Opladen: Leske&Budrich
- Müller, Rudolf Wolfgang, 1977:** Geld und Geist. Zur Entstehungsgeschichte von Identitätsbewusstsein und Rationalität seit der Antike. Frankfurt N.Y.: Campus
- Parsons, Talcott, 1972:** Das System moderner Gesellschaften. München: Juventa
- Parsons, Talcott; Bales, Robert Freed, 1955:** Family, Socialization and Interaction Process. Glencoe/Ill.: Free Press 1955
- Reichelt, Helmut, 1970:** Zur logische Struktur des Kapitalbegriffs bei Karl Marx. Frankfurt: EVA
- Rotter, Frank, 1992:** „Kritische Theorie und Feminismus.“ In: Ostner, Ilona; Lichtblau, Klaus (Hrsg.). Feministische Vernunftkritik. Frankfurt N.Y. 1992: Campus, 66-87
- Schelsky, Helmut, 1955:** Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft. Reinbek: Rowohlt
- Scheu, Ursula, 1977:** Wir werden nicht als Mädchen geboren - wir werden dazu gemacht. Frankfurt: Fischer
- Schütze, Yvonne, 1993:** Geschlechterrollen. Zum tendenziellen Fall eines Deutungsmusters. Zeitschrift für Pädagogik. 4: 551-560
- Stoller, Robert, 1968:** Sex and Gender: On the Development of Masculinity and Femininity. (Vol.1) New York
- Tillmann, Klaus-Jürgen, 1989:** Sozialisationsstheorien. Reinbek: Rowohlt

Treibel, Annette, 1994: Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart. Opladen:
Leske&Budrich

¹ Die Zusammenhänge zwischen Rollentheorie und Psychoanalyse waren vielschichtig und belegen die theoretische und normative Nähe dieser beiden Theorieströmungen. S.u. zu Parsons. Am deutlichsten sind sie dann in der Identitätstheorie von Erikson (1971, 1976) und in ihrer Übertragung auf die Geschlechterfrage durch Stoller (1968): eine universale Struktur in der kindlichen Sozialisation schafft eine damit verbundene Geschlechtsidentität und Abweichungen sollten »behandelt« werden.

² Für den bekanntesten deutschen Nachfolger Parsons, *Niklas Luhmann*, ist der Rollenbegriff unwichtig.

³ Diese Differenzierung von vier funktionalen Rollen gilt nach Parsons erst für die postödpale Zeit. Vorher sieht Parsons »sowieso« Mutter und Kind als eine Einheit bzw. Dyade.

⁴ Auch Parsons ist aufgefallen, dass die Gratifikationen, die der Frau aus diesem System erwachsen, recht mager sind. *Sie* sei aber *nicht* unterdrückt, weil *Er Sie* schließlich liebt und beide so gleich sind. Vgl. Schütze (1993).

⁵ Die Jungen haben es nach Parsons besonders schwer, weil ihnen durch die außerhäusliche Erwerbsarbeit der Väter ein Verhaltensmodell fehle. Man sieht, dass das Stereotyp, die Mädchen hätten die leichtere Sozialisation, eine lange wissenschaftliche Geschichte hat.

⁶ Neben diesem grundsätzlichen, die Vorstellung des Subjekts betreffenden Konflikt werden zwei weitere Konfliktformen unterschieden. So können erstens institutionelle oder auch persönliche Rollenkonflikte entstehen, wenn eine soziale Rolle sich aus unvereinbaren Erwartungen zusammensetzt (Intrarollenkonflikt). Zweitens können mehrere unvereinbare Rollen von einer Person gleichzeitig erwartet werden (Interrollenkonflikt). Während der Struktur-Funktionalismus als Erklärung dieser Konflikte allein auf die mangelnde Klarheit der Erwartungen und Rollen verweist, sehen KritikerInnen hier generelle Erklärungsdefizite der funktionalistischen Rollentheorie oder erweitern sie.

⁷ Nach Bandura (1979) kann zudem zwischen Verhaltenserwerb und der Äußerung des Verhaltens unterschieden werden: Für den Erwerb ist vor allem die Konsistenz der Rollendarstellung des Modells und die Typisierung des Modellverhaltens ausschlaggebend. Für die tatsächliche Ausführung des beobachteten Verhaltens ist die Verstärkung oder Nicht-Verstärkung des Verhaltens entscheidend.

⁸ S.a. den Begriff der sprachlichen Performanz bei Judith Butler.

⁹ Vgl. die fünf gentechnisch und durch Konditionierung erzeugten Kasten in Huxleys *Schöne neue Welt* oder die antiken Vorstellungen von Ständen.

¹⁰ Habermas' Kritik an Herrschaft führt in eine Anthropologie der Kommunikation zurück, in der Geschlecht allerdings nicht vorkommt. Vgl. Rotter (1992) und Fraser (1994): 173ff.

¹¹ Marx selber hatte den widersprüchlichen Begriff *Charaktermaske* verwendet. Er betont einerseits die *Einprägung* (Charakter) der gesellschaftlichen Verhältnisse in die Person, andererseits die Möglichkeit der *Demaskierung*.

¹² Zur Verwendung des Rollenbegriffs in der DDR siehe Haug (1994): 140-153. Zur marxistischen Kritik der Rollen- und Identitätstheorie siehe Müller (1977) und Bolay/Trieb (1988).

¹³ Klassisch: Schelsky (1955). Zu ihm kritisch: Hopfner/Leonhard (1996): 187ff.